

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 1995

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

*Hilarion G. Petzold (1995f)*<sup>1</sup>:  
**Fremdheit, Entfremdung und die Sehnsucht nach  
Verbundenheit - anthropologische Reflexionen**<sup>2</sup>

Eine gekürzte Vortragsnachschrift erschien in: *Orff-Schulwerk Forum  
Salzburg* (1995) (Hrsg.): Das Eigene - das Fremde - das Gemeinsame,  
Dokumentation. Salzburg: Mozarteum, S. 20-32

In diesem Internet-Archiv werden wichtige Texte von Hilarion G. Petzold und MitarbeiterInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

**Textarchiv H. G. Petzold et al.**

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

---

<sup>1</sup> Aus der „**Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit**“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen. <mailto:forschung@integrativ.eag-fpi.de> , oder: [EAG.FPI@t-online.de](mailto:EAG.FPI@t-online.de), Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>).

<sup>2</sup> Es handelt sich um das mit Passagen aus dem Mitschnitt ergänzte MS für den Festvortrag „Fremdheit, Entfremdung und die Sehnsucht nach Verbundenheit - anthropologische Reflexionen“ auf dem internationalen Symposium des Carl Orff-Instituts, Mozarteum Salzburg am 29.06.1995 in Salzburg.

Meine Damen und Herren, sehr verehrte Festgäste!

Für mich war die Begegnung mit dem Orff-Institut, als ich vor Jahren als Gastdozent eingeladen wurde, keine Begegnung mit etwas Fremdem. Es war mir von Anfang an vertraut. Als ich das erste Mal das Gebäude betrat, hörte ich Klänge und die Klänge haben mich angesprochen. Es ist in mir etwas Ähnliches passiert, wie jetzt eben als diese Gruppe gesungen hat. Ich bin berührt worden und ich habe an Ihrem Beifall gemerkt, daß auch Sie berührt worden sind. Hier wurde Musik gemacht, hier wurde gesungen, mit Melodien aus anderen Zeiten, fremden Zeiten, Zeiten, die wir nie mehr erreichen können und Texte – für einige zumindest in fremden Sprachen, Sprachen, die Sie vielleicht nie erlernen werden. Trotzdem ist über die Klänge, über die Form der *leiblichen* Darbietung, über die menschliche Stimme, über die Art und Weise, wie die Emotionen, die in den Sängern waren, herausgetragen wurden, sich herausbewegt haben zu Ihnen hin, etwas geschehen. Es ist durch diese Emotion eine *Atmosphäre* entstanden. Der alte Komponist, die alten Textdichter haben etwas geschaffen, was über die Zeit hinweg die Möglichkeit eines Echos bietet und jedes Echo verbindet uns. Es ist eine *Resonanz* entstanden. Es ist etwas geschehen, was in uns allen Resonanz bewirkt hat und da diese Resonanz in uns allen war, ist trotz des Fremden, trotz der fremden Sprache, trotz der fernen Zeit Verbundenheit entstanden. Offensichtlich gibt es Qualitäten, die zwischen Menschen *Verbundenheit*, *Affiliationen* stiften können, und zwar über die Kulturen hinweg, über die Zeiten hinweg, über die Territorien hinweg. t \

Ich möchte mich in meinem Vortrag ein wenig mit diesen Fragen der *Fremdheit* und der *Verbundenheit* bzw. *Zugehörigkeit* befassen, weil dies nicht nur heute, sondern zu allen Zeiten ganz essentielle Fragen waren. Der Fremde, der *barbaros*, der Barbar, der erschlagen vor den Toren der Stadt liegt und dann doch bestattet wird - auch wenn er ein Barbar war - ist ein Beispiel dafür, daß Menschen irgendwie fühlen, auch dieser Fremde gehört uns in einer gewissen Weise zu, auch er ist ein Mensch, dem in all seiner „Andersheit“ mit Respekt zu begegnen ist. Wo immer wir spüren können, existentiell spüren können, nicht nur „im Kopf“ denken, daß wir Mit-Menschen sind und das nicht nur als ein moralisches Postulat verbal affirmieren, wo immer wir spüren können, daß wir Menschen sind, „*consortes*“, die das gleiche „*sors*“, das gleiche Schicksal haben, wo immer das geschieht, können wir miteinander friedlich leben. Und wo immer wir den anderen als von uns Geschiedenen und potentiell Bedrohlichen sehen, spüren, erleben, ist Frieden nicht möglich. Das Bewusstwerden der uns *gemeinsamen menschlichen Natur* war durch die gesamte Geschichte und ist auch heute eigentlich die einzige Chance, die wir haben, in *Fremdheit* und *Verschiedenheit* miteinander friedlich auf dieser einen Welt, die uns hervorgebracht hat und uns erhält zu leben. Die Möglichkeit, die eigene menschliche Natur im anderen und der uns gemeinsamen mundanen Natur zu sehen und zu erfahren und die Möglichkeit, uns selbst in unserer Natur, die dem anderen verwandt ist, zu erfahren, wird gegeben durch gemeinsames Tun und durch die vornehmsten Formen des gemeinsamen Tuns: nämlich der liebevollen Pflege - Pflege von Kindern, Großziehen von Kindern (zuweilen auch von Pflanzen und Tieren) - und des gemeinsamen kreativen Handelns, d. h. des künstlerischen, ästhetischen Erlebens und Tuns.

*Die Basis des liebevollen Pflegens und die Basis des kreativen Handelns ist der Leib, die leibliche Natur, die uns alle verbindet mit der mundanen Gesamtnatur. Und über Leiblichkeit und Fremdheit, Leiblichkeit und Entfremdung werde ich in diesem Referat nachdenken.*

Ich möchte zunächst einmal von einigen Thesen ausgehen.

**These 1:** *Das Eigene wird am Fremden.* Das heißt, das, was ich bin, meine eigene Identität, mein eigenes Wesen, braucht das Fremde, es braucht es, um sich als Eigenes bestimmen zu können. Insofern ist das Fremde uns fremd und *dennoch als Fremdes vertraut*. Das ist etwas ganz Paradoxes. Wir kennen das Fremde, weil es einen Kontrast setzt zum Eigenen. Nun, Sie sitzen hier und Sie sind verbunden, verbunden durch Ihre Absicht, Ihre Intention, zu diesem Symposium zu kommen. Sie sind auch verbunden durch eine *Idee*, die Idee, die *Carl Orff* und seine Mitarbeiter, die Idee, die das Orff-Institut in die Welt gesetzt hat. Eine *Idee*, mit der Sie sich identifiziert haben, sonst säßen Sie nicht hier. Hier ist offenbar Verbundenheit, Zugehörigkeit, Affiliation vorhanden. Die Frage ist nur, wie stark auch die Fremdheit anwesend ist. Ich nehme nun an, daß manche von Ihnen nebeneinander sitzen, weil Sie miteinander vertraut sind, weil Sie sich kennen. Es wird hier aber auch viele Leute geben, die sich nicht kennen und, obwohl der Saal abgedunkelt ist, möchte ich Sie einfach auffordern, nach links oder nach rechts oder nach hinten oder nach vorne zu schauen, einfach einmal zu sehen, wer denn da sitzt. Nehmen Sie sich ruhig etwas Zeit dafür. Ich sehe, daß manche Leute Kontakt aufnehmen. Kontakt heißt immer, einen anderen Leib, leibhaftig - denn anders geht es gar nicht - zu berühren („contingere“ = berühren): Mit den Augen, mit den Händen. Kontaktaufnehmen bedeutet, den anderen leibhaftig wahrzunehmen. Sie nehmen immer, wenn Sie einen anderen Menschen sehen, eine zwischenleibliche Beziehung auf. *Zwischenleiblichkeit* ist ein Kernbegriff. Sie werden in Zwischenleiblichkeit gezeugt und Sie werden in Zwischenleiblichkeit geboren, Sie werden in Zwischenleiblichkeit großgezogen, Ihre glücklichsten Momente im Leben sind, so hoffe ich, Momente der Zwischenleiblichkeit und wenn Sie ein gutes Schicksal haben, werden Sie in Zwischenleiblichkeit sterben, gehalten in den Armen von Menschen, aufgehoben, getragen, begleitet - *zwischenleiblich*. Offensichtlich ist dieser Moment, mit einem anderen Leib in der Welt zu sein, für uns das Zentralste, die zentralste Erfahrung überhaupt.

**These 2:** *Leiblichkeit entsteht als ein „Ankommen im Eigenen“* und dieses Ankommen im Eigenen ist *ein Ankommen im anderen und bei anderen*. *Incarnation*, in der embryonalen Entwicklung sich zu einem Menschen auszuformen, zu einem Menschen zu werden, zu einem persönlichen Selbst, einem Eigenen zu werden, geschieht in einem Anderen, im mütterlichen Leib, und bei anderen im Schoße der Familie. Man muß sich deutlich machen, daß das Eigene aus dem Anderen wächst und wir am Anderen zum Eigenen finden. Denn trotz aller genetischen Spezifität werden wir geformt durch den Anderen. Deshalb ist das Andere letztendlich etwas Vertrautes *und* etwas Fremdes. *Adorno* hat einmal gesagt, daß es wohl das Schwierigste oder Schwerste im menschlichen Leben sei, daß *letztendlich Fremde im nächsten Menschen* zu erfahren und anzunehmen. Dies gilt selbst für Menschen, die sich lieben, selbst Menschen, die im Sinne des alten biblischen Autors „ein Fleisch“ geworden sind - für eine Zeit lang -, um sich wieder zu lösen. Es gilt selbst für Menschen, die eine innere Verbundenheit haben, Menschen, die ein Herz und eine Seele sind, Liebespartner oder intensive Freunde. *Aristoteles* hat einmal Freundschaft definiert als zwei „Körper und eine Seele“. Es gibt solch tiefe innerseelische Verbundenheiten und trotzdem werden Sie selbst bei diesen intimsten Vertrautheiten auch im Anderen immer Bereiche finden, in denen er fremd ist und fremd bleibt, *und das ist gut so!* Das anzunehmen und zu leben ist nicht einfach. Die Fremdheit kann manchmal sehr groß werden, aber auch das ist gut so, weil wir nur *Eigene* und zugleich *Verbundene* sein können, wenn auch ein Anderer da ist. So müssen wir das Fremde und das Eigene, das

Befremdliche und das Vertraute als eine Dialektik auffassen und als etwas betrachten, das zusammengehört.

Dennoch ist und bleibt das Fremde für uns bedrohlich. Das Fremde bedroht oft genug das Vertraute. Warum? Warum bedroht uns das Fremde in unserem innersten Wesen? Weil das Fremde letztlich für uns das Unverfügbare ist. Es liefert uns an die Situation aus, daß wir etwas nicht gänzlich kontrollieren können. Und alles, was wir nicht gänzlich kontrollieren können, liefert uns aus an die letzte Unverfügbarkeit, nämlich an unsere *Leiblichkeit*. Wir meinen, *wir hätten* diesen Leib, aber in der Übelkeit, im Schmerz, im Leiden, im Altern und im Sterben sehen wir, daß dieser Leib *uns hat*. Wir haben also in uns selbst etwas, das für uns, für unser *Ich*, für unsere Verstandeskräfte, für unsere Emotionalität – Sie merken das, wenn Sie in Panik geraten - nicht kontrollierbar ist. In uns ist etwas, was uns unverfügbar ist - und das sind wir selbst - und insofern haben wir *in uns* Abgründigkeiten und Tiefen in uns selbst, die uns nicht vertraut sind. Im Laufe eines Lebens werden uns diese Tiefen allmählich vertrauter - das, was *Schelling, Carus, Janet, Nietzsche* und nach ihnen *Freud*. und andere als das „Unbewusste“ bezeichnet haben.

Im Laufe eines Lebens erkennen wir uns zunehmend selbst - unser Selbst - und insofern ist der Prozeß der *incarnation*, des Ankommens im Eigenen, im Fleische, in einer eigenen Leiblichkeit kein Geschehen, das mit der Schwangerschaft, der Embryonal- und Fötalzeit abgeschlossen ist. *Wir sind beständig auf dem Weg zu uns selbst*. Deshalb kann man wirklich vom „homo absconditus“ - vom unergründlichen Menschen – sprechen, der auch mit sich ein Leben lang in Zwiesprache ist. Ich spreche zuweilen mit mir selber: „*Hilarion*, sag ich mir, wie kannst du diese Leute erreichen mit dem, was du in dir an Gedanken hast?“ Diese Wendung: „*Hilarion*, sag ich mir“ - ist seltsam. Wer spricht dort mit wem? *Ich* spreche mit mir *selbst*. Und dieses „Mit-mir-selbst-sprechen“, dieses Dialogisieren mit mir, ist eigentlich nur die Widerspiegelung des Dialogisierens mit anderen, denn eines ist sicher: *der Dialog ist älter als der Monolog*. Ich kann nur Monologisieren, weil ich in dialogischen Situationen war und die stehen in *POLYLOGEN*, im Gesprächen und im Erzählen mit Vielen nach Vielen Seiten. Ich kann nur *zu mir* kommen, in Gedanken, in einer Sprache reflektierend, ich kann nur zu mir kommen nachsinnend, nachspürend, in einer musikalischen Emotion (die ich dann vielleicht in Noten setze), weil diese Notationen, weil die Musik und die Formen der Musik, weil die Sprache und die Formen der Sprache *gemeinsames* Gut sind, das heißt in einer kollektiven *Narrativität* und *Polylogizität* wurzeln. Jede Biographie ist ein Geflecht polylogischer Erzählungen, Narrationen, die in uns neurozerebral Niederschlag gefunden haben und damit unser *Selbst* mit seinem Substrukturen *ICH* und *IDENTITÄT* als neurophysiologische und zugleich enkulturierte mentale Realität entstehen lassen. Sprechen können, denken können, ästhetisch erleben können ist nur möglich, weil es Fremde, Andere und zugleich Verbundene gibt, die *multiple Mentalisierungen* ermöglichen (*L. Vygotskij, S. Moscovici*) Wenn ich mit mir spreche, wenn ich sage: „Also *Hilarion*, was meinst du dazu?“ oder „Ich habe mir gedacht, das wird eine interessante Erfahrung!“. Wenn ich dieses tue, dann ist das Reflexion, die Widerspiegelung von Erkennensakten. Andere haben mich erkannt. Wenn man auf die Säuglingserziehung und Kleinkinderziehung sieht, wird das ganz plastisch: Andere haben mich erkannt und dadurch wurde es mir möglich, mich zu erkennen - das bedeutet, daß der Weg zu mir selbst, der Weg in meine eigene Tiefe, der Weg in das eigene Selbsterkennen immer und immer über den anderen, über vielfältige andere in den Polyladen, den sozialen Netzwerken führen und geführt haben, die ich durchmessen habe. Ich kann nicht reflektieren, ich kann nicht über mich nachdenken, ohne, daß das gemeinsame Denken den Hintergrund bildet, dessen Fülle ich nie ganz erfassen kann und mir auferlegen, in *transversalen* Durchquerungsversuchen möglichst vieler Wissensfelder mir eine möglichst

umfassende „*transversale Vernunft*“ zu erarbeiten, die über die Lebensspanne hin wachsen und immer mehr erfassen kann. Insofern können Sie sich klar machen, alle Menschen, die denken, alle Menschen, die sprechen, alle Menschen, die musizieren, sind verbunden in Gemeinsamkeit. Es geht nicht darum, daß wir unterschiedliche Sprachen haben, es geht darum, daß *wir alle Sprechende sind*, womit die Möglichkeit einer prinzipiellen *Transversalität* affirmiert wird, die es auszubauen, zu pflegen und zu kultivieren gilt hin zu einer kollektiven *transversalen Vernunft*, an der möglichst Viele partizipieren, um zugleich zu ihr beizutragen und damit ein Potential aufbauen, das vielleicht einmal das Schicksal der Welt zum Guten wenden kann.

Es geht nicht darum, daß wir unterschiedliche Formen kulturspezifischer Kunst haben, es geht darum, daß wir künstlerisch schaffende, künstlerisch tätige, ko-kreative Menschen sind. Das ist etwas, was uns insgesamt als *ko-kreative menschliche Natur* vereint und was diese wiederum mit der evolutionären Generativität/Kokreativität der mundanen *Gesamtnatur* (*V. Iljine*), der wir alle zugehören, verbindet. Wenn uns dieses klar und erlebbar wird, dann wird das Fremde in seiner Andersheit (*Levinas*) uns wahrscheinlich weniger bedrohlich und wenn wir uns alle in eine *transverale Vernunft* einschwingen, dann können wir erkennen, dass die Vielfalt der Verschiedenheit ein unendlicher Reichtum ist, so wie die Vielfalt der Arten auf der Basis der Einheit des Lebens in der Evolution, an der wir partizipieren, ein Reichtum ist „endless forms most beautiful and most wonderful have been, and are being, evolved“ (*Charles Darwin*, *The Origin of Species*. 1859, 490).

**These 3: Fremdheit erfordert Kontakt.** Kontakt ist immer *in einem* Berührung und Grenze. Wo zwei Positionen ineinander fließen *konfluent* werden und sich vermischen, ist kein Kontakt da, aber in dem Moment, wo ich eine Grenze habe, wo sich die Dinge wieder trennen, habe ich Berührung und Abgrenzung, Verbundenheit und Fremdheit *in einem*. Das Leben zwischen Menschen vollzieht sich im Kontakt, im „Aushandeln von Grenzen und Positionen“. *Erziehung, Kulturarbeit, eigenes Wachstum ist Aushandeln von Grenzen und Positionen im Kontakt, weil Kontakt immer auch Grenze ist: Angrenzung.*

Wiederum wird die Dialektik von Eigenem und Fremdem deutlich. An *Grenzen der Ab- und Ausgrenzung* und ihren verminten und bewehrten Verhaufen entstehen Verwundungen, Verletzungen. Sie sind Orte der Krankheit, der Pathogenese (*Freud*), an *Grenzen der Angrenzung* als Orten der Begegnung, des Austauschs von Ressourcen und Gütern entsteht Wachstum. Sie sind Orte der Gesundheit, der Salutogenese (*Antonovsky*).

Gehen wir noch einmal zurück zum Begriff der *Leiblichkeit*. Leiblichkeit ist ein anthropologischer Kernbegriff. Er bedeutet nicht Körperlichkeit. Der Körper, der Dingkörper, die 82 Kilogramm biologischer Masse oder physikalischer Masse, die hier stehen, machen mich ja nicht aus. Hier steht nicht 82 Kilogramm „meat, but human flesh and blood“. Hier steht nicht 82 Kilogramm „viande, mais chair humain“. Sie sehen, daß in den anderen Sprachen diese Unterscheidung zwischen *Körper* und *Leib* auch da ist. *Der Leib ist der inkarnierte Mensch*, der Mensch, der sich bewohnt, oder besser *durchwohnt*, der Mensch, der erfüllt, durchdrungen ist von Personalität **und** eingeleibter Welt. Diese Personalität ist zum einen rückgebunden an genetische Ausstattung - Niederschlag evolutionären Lernens in der und mit der Welt -, zum anderen aber ist sie der Ausdruck interpersonaler Erfahrung. Leiblichkeit - dies wurde schon herausgestellt - wächst in *Zwischenleiblichkeit*. Das kann man einmal ganz biologisch verstehen.

Wir, jeder von uns, steht im Strom des Lebens, in jener roten Linie, von der die Biologen sprechen, die durch die gesamte Evolution strömt. Auch hier haben wir etwas verbindendes: wir sind Belebte, in früheren Zeiten sagte man „Beseelte“, von einer *Entelechie* beseelt. Wir brauchen diese alten aristotelischen Begriffe nicht zu übernehmen, sondern können einfach

bei dem Faktum bleiben, daß, wenn sich draußen auf der Weide ein Tier verletzt, in seinem Organismus ganz ähnliche Prozesse ablaufen, wie im Körper eines Menschen, der sich verletzt hat. Das Lebendige ist *synontisch*, hat also ein gemeinsames Sein (*G. Marcel*), hat gemeinsame Strukturen bis in die Physiologie. Meine Leiblichkeit ist *Partizipation* an allgemeiner Leiblichkeit, dem „Fleisch der Welt“ (*Merleau-Ponty*) - der Konvivialität des Lebens schlechthin und insgesamt, nicht nur des menschlichen Lebens, sondern des Lebens in einer ökologischen Welt des Lebendigen, die Menschen in dieser totalen mundanen *oikologia*, also einer Hausgemeinschaft (*oikos* = Haus, *logos* = Wissen, Weisheit), mit Weltwissen versorgt, über das Leben informiert werden, so daß wir Weltzugehörige, Weltlernende, Weltwisser mit einem „informierten Leib“ als Teil der Welt werden. Menschen haben vielfach das Bewußtsein und das Erleben dieser Gemeinsamkeit und dieser *Verbundenheit* und *Zugehörigkeit* verloren. Wir spüren sie nicht mehr. Vielleicht haben wir sie jetzt unter dem Eindruck der sich anbahnenden ökologischen Katastrophen wieder etwas im Blick. Überprüfen Sie bei sich selbst einmal, wie sehr Sie sich dem „Lebendigen als Gesamt“ verbunden fühlen? Wir gliedern uns in der *incarnation*, in der Leibwerdung, der Entwicklung eines „exzentrischen Ich“ (*Plessner*) als Person aus dem Strom der Evolution aus. Wir meinen, daß wir etwas eigenes, etwas besonderes sind, und dennoch: Ich atme und Sie atmen, mein Herz pulst und Ihr Herz pulst. Wir sind auf einer ganz existentiellen, vitalen Ebene miteinander verbunden. Ich bitte Sie, dies einmal kurz zu „meditieren“.

Meditieren ist eine ganz vornehme Form des Philosophierens, die der „*philosophischen Kontemplation*“ (*Russel*). Und das ist kein Privileg von Philosophen, sondern das können die einfachen Berghirten und das können auch Sie. Vielleicht lassen sie sich jetzt einmal auf diesen Gedanken ein: Ich bin allem Lebendigen verbunden". Wenn sie einen Hund oder eine Katze haben, denken Sie daran, wie dieses Tier im Schlaf atmet und welcher Frieden und welche Ruhe von einem schlafenden Tier ausgeht, oder von einem schlafenden Kind, von einem schlafenden Menschen, wenn er in Frieden schlafen darf". Dieser Zustand des Schlafens berührt uns. Wir können in ein fremdes Land, eine fremde Kultur gehen und sehen ein schlafendes Kind, und es berührt uns. Es ist uns in einer besonderen Weise vertraut. Wir können irgendein verlassenes Kätzchen finden und es berührt uns in seiner Art des leiblichen Daseins. Es ist natürlich nicht nur der Schlaf, es sind viele andere Formen leiblicher Verbundenheit, die uns ansprechen: Wenn ihr Hund „lacht“. Sie kommen nach Hause und er begrüßt Sie mit hochgezogenen Leffzen. Oder wenn sie Kinder sehen - gleich in welcher Kultur - und sie lachen, wenn Sie Menschen sehen, die traurig sind oder weinen... *Leiblichkeit hat eine Sprachlichkeit*, eine Sprache, die transkulturell gültig ist und die uns verbindet. Es gibt viele Forschungsarbeiten, von *Eckman*, *Friesen* von *Izard*, *Malatesta*, Wissenschaftlern, die transkulturell Gefühle beobachtet haben, in tausenden, zehntausenden von Aufzeichnungen. Sie fanden: die „großen Gefühle“ sind von den Eskimos bis zu den Buschmännern in der Kalahariwüste identifizierbar, lesbar. Jenseits aller verbalen Sprache können wir die Emotionen anderer Menschen lesen. Warum? Weil wir mit ihnen *in der Leiblichkeit* verbunden sind. Diese leibhaftige Verbindung im Emotionalen hat *Charles Darwin* seinem bahnbrechenden Buch „*Emotion in animal and man*“ gezeigt. Sie ist also der Evolution inhärent: auch Tiere lachen, Primaten lachen und unsere Lachmimik, Schreckmimik oder unsere Aggressionsmimik ist gar nicht so weit entfernt von der der anderen Mitbewohnern dieses Planeten, die alle an seinem Leben teilhaben als Lebendige. Diese Fähigkeit, emotionale Mimik zu lesen, zu erfahren, zu spüren ist eine der Möglichkeiten, in Verbundenheit zu sein. Jeder von Ihnen war einmal Gast in einer anderen Kultur oder hatte mit Menschen anderer Kulturen Kontakt gehabt und das vielleicht in einer Art und Weise - wenn Sie nicht die Sprache sprechen konnten -, daß Sie mit „Händen und Füßen“ geredet haben. Mit Händen und Füßen, mit Mimik und Gestik reden, bedeutet: sich leiblich vermitteln. Ich lache und es kommt ein Lachen zurück.

Ich bin ärgerlich und es kommt Ärger oder Besänftigung zurück. Ich bin traurig und es wird mir Trost zuteil, ich habe Schmerz und ich erfahre Gesten und Laute der Berührtheit oder Gesten und Berührungen der Schmerzlinderung. Wir haben als Menschen eine fundamentale Sprache miteinander zu sein, eine fundamentale, zwischenleibliche Sprache. Diese Art des Sprechens prägt sich aus in unserem Gesicht, in der Art, wie wir miteinander reden. Sie prägt sich aus in Mimik, Gestik, in jeder Lach- und Gramfalte. Sie wird in unseren Zügen sichtbar, zeigt an: durch Verkörperung, Einleibung (*H. Schmitz*) unserer Geschichte im „Leibgedächtnis“, sind wir „Informierter Leib“ – so mein Begriff.

Ich möchte Sie vor diesem Hintergrund noch einmal auffordern, wieder nach links oder rechts zu schauen, sich anzusehen und selbst, wenn neben Ihnen ein vertrauter Mensch sitzt, hinüberzuschauen und sein Gesicht zu „lesen“. Nehmen Sie sich ruhig Zeit. Mir ist es wichtig, hier keine abstrakte philosophische Vorlesung zu halten. Für mich ist Philosophie gelebte, lebendige, praktische Weisheit. Sie werden entdecken, wenn Sie nur das Gesicht anschauen, daß Sie über diesen Menschen eine Menge wissen, ohne daß er Ihnen etwas erzählt hat. Seine Haltung, seine Mimik, die Art und Weise, wie er schaut, wie er zurückblickt, die Art und Weise, wie er vielleicht lächelt oder sich verschließt, wird von uns verstanden - über die kulturellen Grenzen hinweg.

Hier stellt sich nun die Frage: Wie können wir diese Möglichkeiten, die uns die Leiblichkeit bietet, diese Möglichkeiten einer biologischen Verbundenheit einerseits und diese Möglichkeiten einer fundamentalen sozialen Verfaßtheit unserer menschlichen Natur andererseits nutzen - etwa in der multikulturellen Arbeit, oder in der Friedensarbeit oder im gemeinsamen künstlerischen Tun? Eines wird wichtig sein: Daß wir zur *Leiblichkeit* zurückfinden, denn *Leiblichkeit* und *Zwischenleiblichkeit* sind ja keine unbedrohten Realitäten. Es ist ja nicht so, daß uns dieses alles von Kindesbeinen an vertraut geblieben ist. Der Leib der Mutter ist uns vertraut, weil wir in ihn hineingeboren wurden, der Leib des Vaters, der Großmutter oder älterer Geschwister ist uns vertraut, weil wir in den Armen dieser Menschen groß geworden sind, weil wir geküßt worden sind, gehalten worden sind, geknuddelt worden sind, weil wir sie riechen konnten und weil wir Nähe spüren durften. Aber dieses alles ist ja nicht ungestört geblieben. Vergegenwärtigen wir uns wie Kinder im Kleinkindalter noch miteinander leiblich vertraut sind - setzen Sie drei, vier Kleinkinder oder Kinder im Alter von sieben, acht Jahren in ein Spielzimmer und Sie sehen, daß sich *Zwischenleiblichkeit* in *Polyaden*, in Netzwerken, vollzieht. Betrachtet man Erwachsene, muß man sich fragen: Was ist aus der natürlichen Vertrautheit geworden? Je mehr wir im Verlauf der Entwicklung durch unsere „*Dialoge* und *Polyloge* mit anderen“ in die „*Dialoge* und *Polyloge* mit uns selbst“ - wir sind ja viele durch die Hineinnahme der Anderen - hineinkommen, desto mehr sind wir auch in der Gefahr, die „*Dialoge*, ja *Polyloge* mit den anderen“ zu verlieren. Je älter wir werden, desto mehr geht uns an geteilter *Zwischenleiblichkeit* verloren und wir müssen uns fragen, wie dies kommt? Es geschieht dabei auch etwas mit unserer Leiblichkeit. Es gibt dieses alte biblische Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“. Und wenn ich jetzt zu meiner Rippe hinspüre und in den Saal blicke, denke ich: „Also da sitzen offenbar viele Teile von meiner Rippe ...“ Der alte Autor hat in seinem mythischen Bild eines gut gefaßt: Er hatte nämlich verstanden, daß wir einer Natur sind, *isch* und *ischa*, wie es im hebräischen heißt, Mann und Männin, man and woman. Er hätte auch sagen können, daß den Frauen eine Rippe fehlt. Die Reihenfolge ist eigentlich nicht so wichtig. Die wichtige Botschaft ist darin zu sehen, daß wir *einer Natur* sind und diese jeweils auf den anderen angelegt ist. Die grundsätzliche *Intentionalität des Leibes*, seine grundsätzliche Gerichtetheit oder Ausgerichtetheit auf Anderes und Andere legt uns auf Verbundenheit an. Die Ohren sind gemacht zu hören, sie hören immer.

Jetzt lausche ich angestrengt zu den Übersetzerinnen hin und hoffe, daß es ihnen gelingt, das, was ich ihnen vermitteln will, auch zu transportieren. Ich „lausche hin“ aktiv, und höre ganz fein ihre Stimmen... Jetzt gebe ich diese aktive Haltung auf und es „dringen diese Stimmen an mein Ohr“. Ich kann nicht umhin, sie dringen an mein Ohr. Jetzt „schaue ich sie an“, aktiv. Das ist nicht einfach durch dieses blendende Licht - [die Beleuchtung wird abgeblendet] und jetzt lasse ich die Aktivität und sie >fallen mir ins Auge<, rezeptiv. Ich kann es nicht ändern oder ich müßte die Augen schließen. Ich hatte mir die ganze Zeit die Gesichter im Saal vorgestellt und habe ein paar Gesichter hier vorne, die ich sehen konnte, genommen, hatte angestrengt geschaut, um sie ansprechen zu können. Und jetzt eben, beim Abblenden der Scheinwerfer, sind Sie auf mich zugekommen, in „meinen Blick geraten“. Das war eine sehr interessante Erfahrung.

„In Kontakt sein mit der Welt“ heißt: Die Dinge dringen an mein Ohr, sie fallen mir ins Auge. Ich kann auf die Welt zugehen (aktiver Wahrnehmungsmodus), aber die Welt kommt auch zu mir (rezeptiver Wahrnehmungsmodus). Sie war ja immer schon da und ich bin evolutionär aus ihr hervorgegangen. Ich kann die Kühle dieses Pultes erspüren, aber die ganze Zeit, die ich meine Hände hier am Pult hatte, ist mir auch die Kühle dieses Holzes „ins Gespür“ gekommen. Und so können sie alle Sinne nehmen, die unser Leib hat. Sie sind auf die Welt gerichtet, sie sind darauf ausgelegt, mit der Welt in Kommunikation zu sein, natürlich auch darauf gerichtet, mit anderen Menschen in Kommunikation zu sein. Unsere ganze evolutionäre Ausstattung dient dazu, Zwischenleiblichkeit zu schaffen. Eltern haben Programme, um mit Kindern in Blickdialoge einzutreten. Kinder haben evolutionäre Programme, um mit Eltern in „gazing dialogues“ zu kommen. Eltern sind darauf angelegt - mein Kollege *Hanus Papousek* und seine Frau *Mechthild Papousek* haben das bei chinesischen, amerikanischen, deutschen Müttern und ihren Kindern untersucht -, prosodisch, d. h. präverbal, zu kommunizieren, und zwar transkulturell mit den gleichen melodischen Mustern bzw. Formen. Menschen haben Programme, Emotionen zu lesen. Neugeborene können bis zu vier Emotionen im Gesicht von Pflegepersonen identifizieren. Das heißt, daß sie auf eine emotionale Mimik der Mutter reflektorisch reagieren und Mütter, Väter, Pflegepersonen, reagieren reflektorisch auf die Mimik des Säuglings. Die Evolution hat uns dazu ausgelegt, miteinander in Kommunikation zu sein. Ganz gleich welcher Rasse wir angehören, aus welchem Bereich der Welt wir kommen, wir sind miteinander auf Verbundenheit ausgelegt und angelegt. Diesen Moment intentionaler Leiblichkeit gilt es zu nutzen und gilt es auch zu schützen, der Moment der Vertrautheit, der das Andere nicht von sich abschirmt und von sich weghält, sondern es nutzt.

Wie kommt es nun bei aller *Intentionalität/Gerichtetheit* zur Ablehnung von Fremdheit? Das Fremde wird in dem Moment problematisch, wo es als bedrohlich erfahren wird. Babies, kleine Kinder haben keine Angst vor Fremden. Irgendwann aber kommt in ihrer Entwicklung der Zeitpunkt, wo sie bemerken, daß das Andere *Macht* über sie hat. Sehr oft ist diese Macht eine schmerzliche und gewaltsame. *Gewalt* bedeutet, daß etwas Anderes mich bestimmen und kontrollieren kann in einer Art und Weise, daß ich dagegen nichts zu tun vermag (*M. Weber*). Das Erleben von Gewalt - und die ist zum Teil sehr subtil -, die Erfahrung von rigiden Begrenzungen, die nicht in einem *Aushandeln von Grenzen* gründen, sondern die verfügt wurden, diese Erfahrungen führen im Verlauf der Sozialisation und der menschlichen Entwicklung dazu, daß man sich vor den Anderen vorzusehen beginnt. Es ist eine Frage' unter welchen Entwicklungsbedingungen wir aufwachsen, wie stark dann diese Vor-sicht wird. Man sieht voraus, das sagt das Wort Vor-sicht, daß etwas Böses auf mich zukommen wird und das führt dann zu Strategien der Sicherung, zu Gegenmaßnahmen und vielleicht sogar zu Formen der kriegerischen Abgrenzung. Sicherung besteht zunächst einmal darin, daß man sich vom Anderen

möglichst abschottet. Abschotten heißt, sich zurücknehmen, sich vorsehen, sich in seinen verletzlichen, weichen Seiten nicht mehr zeigen. Das bedeutet damit aber auch einen Verlust von Zwischenleiblichkeit. Dadurch, daß Menschen auch und besonders in Zwischenleiblichkeit verletzt werden können, besonders Menschen, die in sehr schwierigen Lebensbedingungen aufwachsen, entsteht die Notwendigkeit, sich zurückzuziehen und abzugrenzen. Ein solcher Lauf des Lebens kann oft nicht verhindert werden, weil das Leben uns auch Wunden schlägt und weil uns auch nahestehende Menschen verletzen. Nur, wenn uns nahe Menschen Wunden zufügen, dann wird die Verwundung oftmals wieder aufgefangen durch gute Zwischenleiblichkeit. Wir werden ja von unseren Eltern, von unseren Freunden nicht *nur* verletzt, auch wenn wir gelegentlich verletzt werden. Dieses Auch-Verletzt-Werden kann ausgehalten werden, in einer guten Weise ausgehalten werden, weil auch Zärtlichkeit, weil Vertrauen, weil auch Liebe da ist. Und dann kommt es zu dem, was die deutsche Sprache sehr schön ausdrückt, zu dem, daß wir sagen: „Ich mag dich leiden“. Jetzt werden die Übersetzerinnen wahrscheinlich Schwierigkeiten haben, aber sie alle wissen: Mein Freund, mein Mann, meine Frau verletzt mich ab und an, aber ich erhalte auch so viel Gutes, so viel Liebes, daß ich bereit bin, dies in Kauf zu nehmen, daß ich auch bereit bin, das zu leiden, eben weil Liebe da ist. Zwischenleiblichkeit, die leibliche Verbundenheit, Liebe, Geborgenheit, das Miteinandersein gibt uns die Möglichkeit, auch Verletzungen, Verwundungen zu erleiden. „Leiden mögen“, das hat mit Masochismus nichts zu tun, sondern es ist die Bereitschaft, an der Fremdheit des anderen zu leiden, die Bereitschaft, dieses letztendliche Fremde, das dann aufn zu Zwist, zu Meinungsverschiedenheiten, zu Auseinandersetzungen führen kann, auszuhalten. Wann immer das Maß an Verbundenheit, an Zuwendung, an Dingen, die uns zusammenbinden, zurückgeht, aufhört, je weiter wir also auseinanderrücken, desto schwerer wird es möglich, die Schärpen und Verletzungen von Fremdheit auszuhalten. Deswegen brauchen Kinder, Jugendliche – Menschen insgesamt – mit der wachsenden Fremdheit und Entfremdung, die durch das Heranwachsen, durch befremdliche Erfahrungen auf der Lebensstrecke eintreten, Wege, die auch wieder zusammenführen.

Vor dem Hintergrund dieser anthropologischen Ausführungen über Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit wird sehr leicht klar, was Not tut: Wir brauchen Möglichkeiten der Begegnung, des Zusammenseins, in denen gute Zwischenleiblichkeit erfahren wird. Nehmen wir wieder unser anonymes Quartett, das diese Veranstaltung eingeleitet hatte, als Beispiel - schade, daß sie jetzt nicht noch einmal für uns singen können! Holen Sie sich diese vier jungen Menschen wieder ins Gedächtnis. Ihre Stimmen hatten sich zu einem gemeinsamen Klang verbunden, einem Klang, der *konkordant* war, der nicht diskordant, nicht dissonant, sondern konsonant war. Und selbst, wenn sie ein Lied mit vielen Dissonanzen singen würden was ja auch möglich ist -, müßten sie sich in den Dissonanzen nicht zerfleischen, sondern könnten sich in ihrer Unterschiedlichkeit und Verschiedenheit berühren. Aber wir hatten Konkordanz und Konsonanz. Sie haben gesehen und gehört und erfahren, wie diese Sänger sich nicht nur im Zusammenklang mit ihrer Stimme vermittelt haben, sondern daß es auch eine „Kommutilität“ gab, ein gemeinsames Sichbewegen, wie Mimik, Gestik zusammenspielten und wie die Rhythmik dieses Geschehen zusammengebunden hat. Musik, gemeinsames Singen, auch gemeinsames instrumentales Musizieren ist eine Bewegung auf die Welt zu. Daher ist ein Instrument eine Extension des Leibes zur Welt hin. *Anne Sophie Mutter* hat einmal gesagt, wenn sie auf ihrer „Strad“ spiele, „the Strad becomes a part of me, a part of my body and the best part“. Das Instrument als Extension des Leibes bietet im instrumentalen Musizieren eine Möglichkeit des Zusammenspiels aufgrund ganz feiner, ganz subtiler Formen der motorischen, sensorischen und emotionalen Kommunikation, wodurch Klänge miteinander erfahren und

gestaltet werden können zum *Zusammenklang*. In ganz ähnlicher Weise gilt dies für das Phänomen des Tanzes. Sie treffen in irgendeiner Kultur, die sie nicht kennen, auf eine Gruppe tanzender Menschen. Werden Sie einbezogen, so synchronisieren Sie sich in der Bewegung. Wenn Sie z. B. in einer Koleda mittanzen und Sie haben das noch nie zuvor getan, werden Sie, wenn sie sich einlassen, plötzlich ergriffen und Sie „können“ den Tanz, weil Sie „mitgenommen“ werden von der Mitbewegung der anderen Menschen. Sie bewegen sich in Zwischenleiblichkeit. Und noch etwas passiert: Es ist nicht nur eine physikalische Bewegung und Bewegtheit, Lokomotion, die sich dort leibhaftig vollzieht, sondern es kommt auch zu einer gemeinsamen Emotion. Sie werden 'freudig bewegt'. Vielleicht kommt es auch zu gemeinsamen Gedankenbewegungen, zu „*conscience*“ oder zu einer Kommemoration. „Ach, wie war das damals schön, als wir zusammen getanzt haben“.

Körperliche Aktivität, körperliche Bewegtheit mit anderen Menschen stiftet in ganz eminenter Art und Weise Verbundenheit. Und so könnten wir weitergehen, könnten zu Ritualen gehen, zu gemeinsamem Malen, praktisch zu jeder Form der Kunst, Theaterspiel, gemeinsamer Pantomime. Das alles sind Wege, über das Teilen von „Leiblichkeit und Gefühlen“ zu einander zu finden. In unseren evolutionären Programmen sind wir für diese Tätigkeiten ausgelegt. Wir müssen sie nicht von Grund auf lernen. Man bringt Kinder zusammen und sie werden irgendwann anfangen zu singen und wenn sie keine gemeinsamen Lieder zur Verfügung haben, werden sie Lieder machen. Man bringt Kinder zusammen, sie werden irgendwann anfangen zu tanzen oder Theater zu spielen, in Rollen zu spielen. Sie können das einfach.

Multikulturelle Arbeit, transkulturelle Arbeit, Verbindungsarbeit muß deshalb bei diesen Möglichkeiten gemeinsamen Tuns ansetzen, Möglichkeiten gemeinsamen Bewegens oder Singens um etwas zum Klingen zu bringen. Gemeinsames Spiel, gemeinsame, „spontane Rituale“ bieten dann auch die Chance, Lebenswirklichkeit zu teilen, nicht nur die „schönen Emotionen“, nicht nur das Leichte, sondern auch das Schwere miteinander zu teilen, wie Trauerrituale zeigen. Ich habe in mehreren Kulturen solche Rituale analysiert, insbesondere musikalische Formen der Klage. Mein Freund und Kollege *Jorgos Canacacis-Canas* hat griechische Trauerriten beforscht. Transkulturell - vom asiatischen, zum osteuropäischen, zum nordeuropäischen, südeuropäischen Raum - finden sich Formen des Trauerns, Strukturen der Totenklage, die zentrale Übereinstimmung zeigen. Gut, man kann sagen, die Chinesen tragen weiß und wir tragen schwarz, aber das ist nicht wichtig. Die Totenklagen, die Trauerrituale, die Art und Weise, wie geweint wird, wie man sich wechselseitig hält und stützt - ist ein Teilen von belastenden, schlimmen Emotionen in Zwischenleiblichkeit - und „geteiltes Leid ist halbes Leid“. Insofern wird der Begriff des „*Zwischenleiblichen*“ - im Spiel, im Ritual, im Künstlerischen - zu einem Kernmoment multikultureller Arbeit.

*In Zwischenleiblichkeit geschieht Bewegung*, einmal in den eigenen, selbstinitiierten Bewegungen und zum anderen in Mitbewegungen. Ich hatte zuvor schon einmal den Begriff der „Kommutilität“, des gemeinsamen Sich-Bewegens erwähnt. Schon in der fötalen Entwicklung haben wir zwei Formen von Bewegungsmustern: *die selbstinitiierten Bewegungen* des Kindes und die *Mitbewegungen*. Das Kind bewegt sich eben nicht nur mit der Mutter, sondern es hat eigene Bewegungsimpulse. Aber wir haben auch die synchronisierten Bewegungen, die Mitbewegungen, die mit dem Leib der Mutter, mit den Rhythmen der Mutter zusammengehen.

Schon in diesen frühen Anfängen eines persönlichen Lebens haben wir das Eigene und das Fremde in der Bewegung. Und das Eigene, die selbstinitiierten Bewegungen, stehen manchmal gegen das Fremde und manchmal gehen sie mit dem Fremden.

Wenn Sie Ihre Lebensrhythmen betrachten, Ihre Rhythmen in Beziehungen, in der Partnerschaft, so finden Sie genau diese beiden Bewegungsmöglichkeiten. Menschliche Beziehungen sind so gut und so schlecht, wie die Möglichkeiten der an ihr Beteiligten, Bewegungen von einander aufzunehmen, anzunehmen, sich erfassen und bewegen zu lassen in einer Mitbewegung, Mitbewegungen herzustellen, Eigenbewegungen und Mitbewegungen nicht zu determinieren. Streit, Dissenz, Diskordanz, Dissonanz entsteht in dem Moment, wo ich mein Fremdes gegen das Eigene eines Anderen in einer Art und Weise setze, daß er sich nicht mehr bewegen kann, und das so nachhaltig, so lange, so dauerhaft und so gewalttätig - so brutal vielleicht -, daß er in seiner Eigenständigkeit verletzt wird- und dann Reaktionen des „gegen“ des Kampfes, der Flucht oder der Verslossenheit entstehen. Es geht nicht darum, daß alles harmonistisch sein muß, im Gegenteil: Die Möglichkeit, Dissenz oder Dissonanz miteinander auszutragen in einer Art und Weise, die ertragbar ist für den Einen wie für den Anderen, um dann wieder zu Möglichkeiten der Mitbewegung, des sich Zusammenbewegens, des Zusammengehens zu finden, um nach einer Zeit lang sich wieder Freiraum zu geben, wo es notwendig ist, und die eigenen Grenzen deutlich zu Lachen, darum geht es. Dieses beständige Miteinander-In-Bewegung-Sein, um zueinander zu finden oder sich zu lassen - für eine Zeit lang - ist Voraussetzung für friedliches Miteinander, für vertrautes Miteinander. Vertraut heißt dann: Ich bin so mit den Fremdheiten, mit den Eigenheiten, mit der Selbstbestimmtheit des Anderen vertraut, daß ich eine Möglichkeit der Flexibilität habe, mich zurücknehmen kann für eine Zeit, daß er zurückkommen kann nach einer Zeit, sodaß ein *Miteinander in der großen Linie* entsteht. Das Miteinander und Mitbewegt sein „in der großen Linie“ das Teilen von Möglichkeiten von Verbundenheit über bestimmte Zeit, gibt uns die Chance, auch Fremdheit, Eigenheit und Verschiedenheit auszuhalten. Und darauf kommt es an: In sich zu spüren, wieviel Fremdheit und wieviel Eigenheit ich dem anderen zubilligen kann und wieviel Sicherheit und Kontrollmacht und Dominanz ich brauche, um mich sicher zu fühlen.

Auch das bitte ich Sie, kurz zu reflektieren: *Wie sicher fühle ich mich mit anderen, wie sicher ruhe ich in mir, wieviel Raum kann ich dem anderen geben und wie dominant bin ich anderen gegenüber? Nehmen Sie sich die Zeit, sich mit dieser Frage zu konfrontieren. Und nehmen Sie dann wieder Kontakt nach links oder rechts auf. Tauschen Sie in zwei, drei oder vier Sätzen Ihre Resonanz auf das, was ich Ihnen gesagt habe, aus. Eigentlich hätte ich gerne Ihre Resonanz zu mir hin gehabt, aber ich bitte Sie, sich stellvertretend mit ihrem Nachbarn auszutauschen, denn nur so - wenn Sie miteinander, wenn wir miteinander sprechen und ich nicht nur zu ihnen spreche – entsteht Verbundenheit, nur so wirke ich nicht nur invasiv mit meinen Worten und Gedanken in Sie hinein, sondern Sie haben die Möglichkeit zur Rückwirkung. Ich möchte ihnen jetzt fünf Minuten die Möglichkeit der Rückwirkung geben, indem Sie Ihre Resonanz miteinander teilen.*

So, ich muß Sie leider unterbrechen, weil auch mir die Zeit signalisiert wird. Spüren Sie noch einmal kurz hin, wie angeregt Sie sind, wie synchronisiert plötzlich das gemeinsame Sprechen war und wie es möglich ist, mit fremden Leuten in eine gemeinsame Erzählung, in einen Austausch einzutreten, Gedanken und Gefühle zu teilen.

Fremdheit und Verbundenheit wurzeln in der Frage nach den Möglichkeiten des Teilens. Wenn wir Gedanken teilen, wenn wir Gefühle teilen, wenn wir Geschichte teilen, wenn wir Essen teilen, wenn wir unsere Körper teilen - etwa in der Liebe, nicht nur in der Sexualität, in der Zärtlichkeit zwischen Freundinnen und Freunden, in der Zärtlichkeit zwischen Kindern -, wenn wir all dieses teilen, dann ist Verbundenheit bei aller Fremdheit. Wir müssen die Möglichkeiten des *Teilens*, Aufteilens, Abteilens betrachten, müssen uns

anschauen, wo wir uns dissoziiert haben, der Sozius, der Mitmensch uns fremd geworden ist und welche Bereiche des Lebens es sind, wo wir uns entfremdet haben.

Ich will noch ganz kurz auf dieses Konzept der „*Entfremdung*“ eingehen, das natürlich eine große philosophische Tradition hat. Einer der wichtigsten Gedanken, die wir bei *Hegel* finden, begründet dieses Konzept. Entfremdung wird hier gefaßt als eine unumgängliche Grundbedingung menschlichen Seins: Ich kann *zu mir* in Distanz gehen. Ich kann *über mich* reden, nachdenken, mich gleichsam „von außen“, wie ein Fremdes betrachten. Einer meiner philosophischen Lehrer, *Gabriel Marcel*, hat die wesentliche Unterscheidung zwischen „Leib sein“ und „Leib haben“ gemacht. Ich kann durch die Tätigkeit des selbstbewußten Ich einen Leib *haben*, jedenfalls kann ich so tun als ob ich ihn habe, indem ich ihn zum Gegenstand der Betrachtung mache. Ich kann ihn sogar zur Maschine verdinglichen, ich kann ihn verbrauchen, aber in dem Moment, wo er verbraucht wird, erfahre ich, *daß der Leib mich hat*. Sich von seiner Leiblichkeit entfremden, bedeutet auch Entfremdung von den Möglichkeiten des Leibes „eine Welt“ zu haben, *denn mein Leib ist die einzige Möglichkeit, Welt zu haben*, die einzige Möglichkeit, in Verbundenheit zu sein. Meine Augen sind mein *optisches Fenster zur Welt*. Meine Ohren sind mein *akustisches Fenster auf die Welt hin*. Es ist etwas kleiner als das „Fenster“ der Fledermäuse. Sie haben ein etwas größeres akustisches Fenster zur Welt. Mein optisches Fenster auf die Welt ist etwas kleiner als die Facetten-Augen der Bienen. Sie haben ein größeres Fenster auf die Welt, und das olfaktorische Fenster, das ein Hund zur Welt hin hat, ist riesig er könnte jetzt jeden einzelnen von Ihnen, wenn er hier vorne stände, riechen, jeden persönlichen Geruch unterscheiden. Unser Leib mit seinen Sinnen ist also mit Fenstern auf die Welt ausgestattet und mit Händen und Füßen ausgerüstet, die Dinge der Welt zu ergreifen und ihre Räume zu durchmessen. Er ist damit die Grundlage aller Verbundenheit. Unter dieser Perspektive müssen Sie schauen, wie viel Sie von ihren Sinnen verloren haben. Die meisten Menschen haben die Feinheit des Geruchs verloren, er wurde ihnen abgewöhnt. Man darf an Speisen nicht riechen. Viele Menschen haben ihren Geschmack eingeengt. Man darf nicht mehr kosten, wie das auf den alten Märkten üblich war. Die Entfremdung vom Leib als „totalem Sinnesorgan“, d. h. Organ eines totalen Kontaktes mit der Welt und der damit häufig einhergehende Verlust von Sinnlichkeit, ist eine zentrale Ursache von abspaltender, zerstörender *Entfremdung*. Wir können uns vom Leib, von den Mitmenschen, von der Natur, von der Arbeit entfremden und sprechen deshalb auch in unserem Ansatz von „multipler Entfremdung“, gegen die man das Erleben „multipler Zugehörigkeit“ stellen muss. Entfremdung ist aber nicht nur etwas Schlechtes. Sie ist ja die Möglichkeit, um auf *Hegel* zurückzukommen, durch die wir zu uns in Distanz gehen können und uns so betrachten können, als wären wir ein Anderer oder etwas Anderes, eine Möglichkeit, die Tiere – von Schimpansen und Orang-Utans vielleicht einmal abgesehen – nicht haben. Diese Fähigkeit nennen wir *Exzentrizität*.

*Exzentrizität* ermöglicht Kultur, ermöglicht Philosophie, ermöglicht all das, was Menschsein ausmacht und ist dennoch eine Gefährdung, weil dadurch auch *Zentriertheit* - Zentriertheit in der Zwischenleiblichkeit, in der eigenen Leiblichkeit, Zentriertheit in der Lebenswelt - verlorengehen kann. Das ist die vielleicht tragische Struktur des menschlichen Wesens, daß er die Möglichkeit hat, sich zu entfernen von seinem Eigensten und Wichtigsten in entfremdender Dissoziierung und daß genau diese Möglichkeit ihn zum Menschen werden läßt. Diese sehr vornehme, kostbare Möglichkeit birgt also die Gefahr der Zerstörung, der Selbstzerstörung, der Zerstörung von Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit und der Zerstörung von Lebenswelt mit sich. Denn wenn wir eingebunden sind in die Welt des Lebendigen, wenn wir eingewurzelt sind im biologischen Leben und Teil dieses Biotopes Erde sind – und das sind wir -, ist das nächste Stück Natur mit dem ich in Kontakt bin meine Leiblichkeit. Ich bin Teil

Natur. Wenn wir uns von diesem Stück Natur entfernen, wenn wir vergessen, daß wir mit der Natur verbunden sind, dann wird unsere *Exzentrizität* auch zur Möglichkeit, Natur zu zerstören. Wir können nicht „zurück zur Natur“ im Rousseau'schen Sinne, sondern wir sind Wesen, die in der Natur sind und zugleich die Möglichkeit haben, aus ihr herauszutreten – zumindest in unseren Gedanken. In unserer Leiblichkeit können wir dieses nicht. Deshalb ist die Zerstörung der Lebenswelt, der Welt des Lebendigen letztendlich unsere eigene Zerstörung. Eine totale Entfremdung vom Erleben der Verbundenheit würde letztendlich in unsere eigene Vernichtung führen. Das bedeutet, daß wir die Dialektik, die zwischen *Exzentrizität* und *Zentrierung/Zentritizität*, abständigem Sein und verwurzelttem Sein, auf neue, bessere Art und Weise leben lernen müssen.

Der Mensch ist kein Selbstversorger, er kann nicht alleine existieren. Der Mensch braucht den Anderen, um zum Selbst/Ich zu werden. Das Ich wächst am Du (*M. Buber*), das Selbst wächst aus den und an den Anderen (*G.H. Mead*), die damit immer „vor mir“ sind (*E. Levinas*) in all ihrer *polylogischen Vielfalt* (*M. Bachtin*). Diese Dialektik ist für uns zu vollziehen, um Mensch zu sein und zu bleiben. Mein Leib lebt im Biotop Erde. Das Biotop lebt in mir und mit mir. Wenn ich die Dialektik von Verbundenheit und Selbstheit nicht leben kann, dann führt das in die Zerstörung. Abspaltende Entfremdung bedeutet, Leben nicht mehr als geteilte Realität zu erfahren. Ich könnte jetzt viele Ursachen aufzählen, warum diese Entfremdung von der Zwischenleiblichkeit progredierend schlechter wird. Bei der begrenzten Zeit, die mir zur Verfügung steht, möchte ich nur exemplarisch auf einige Phänomene hinweisen, z. B. das der mediatisierten Beziehungen. Mediatisiert heißt, ich sehe diese Wirklichkeit durch ein Medium „vermittelt“ und erlebe sie nicht unmittelbar. Intimität, Familienbeziehungen erlebe ich bei „Dallas“ oder „Denver Clan“. Das scheint manche Menschen davon zu entbinden lebendige Familienbeziehung selbst zu leben und zu gestalten. Mediatisiert heißt hier: Ich bekomme Beziehungen vorgeführt, emotionales Erleben vorgespielt, und verinnerliche diese Surrogate. In manchen Familien ist es schon so, daß die mediatisierte Welt wichtiger, zentraler wird, als das familiäre Austauschen von zwischenleiblichen Emotionen. So könnte man sehr viele Dinge aufführen, die dazu führen, daß die Entfremdung zunimmt und Mitmenschlichkeit abnimmt, etwa die Entfremdung von der Zeit. *Michael Ende* hat das in seinen Büchern „Momo“ und „Die unendliche Geschichte“ sehr plastisch gemacht. Wieviel Lebenszeit verbringen wir denn noch miteinander, geteilte Zeit, in der wir uns miteinander befassen, geteilte Lebenszeit, die wir im Spiel, im gemeinsamen Musizieren und vor allen Dingen im gemeinsamen Erzählen miteinander teilen? Wir haben durch den Verlust an „geteilter Zeit“, einen gravierenden Verlust an Narrativität in unserer Kultur. Man schreibt sich keine Briefe mehr, man nimmt sich nicht die Zeit, miteinander zu sitzen und Alltagsleben zu teilen, zu besprechen, zu durchdringen, zu erfassen, zu verstehen, um dann wieder das Verstandene, Erfasste in die Gestaltung des Lebens hineinzutragen. Marx hat gezeigt, daß wir von der Arbeit entfremdet sind und viele seiner Analysen haben ihre Gültigkeit nicht verloren. Die Lösungen, die er geboten hat, haben keine durchtragenden Veränderungen bewirkt und trotzdem ist die Wahrheit in seinen Überlegungen nicht von der Hand zu weisen, daß das gemeinsame Tun, das geteilte Tun in der Arbeit zur Gestaltung von Welt zum Wohle aller, Verbundenheit schafft. Es wird immer wieder nötig, die eigene Arbeitswirklichkeit zu betrachten, zu schauen, wieviel entfremdete Arbeit da ist, Arbeit, bei der Sie keinen Kontakt mit den Mitarbeitenden haben, wo Sie nur noch Teil einer Produktionseinheit sind. Es wird immer wieder notwendig, für bedeutungsvolle, gemeinsamer emotional erfüllte Arbeit einzutreten, um fragmentierender Entfremdung entgegentreten. Als letztes Entfremdungsphänomen sei die in unserer Kultur vorfindliche gravierende Entfremdung von der Kreativität genannt. Wir tanzen nur noch

wenig miteinander - oder besser „zueinander“. Bestimmte Formen des Disco-Dancing sind eher ein autistisches Vor-sich-hintanzten in dem die *Kommutilität*, die Mitbewegung auf ein Minimum reduziert ist und die „Begegnung in der Bewegung“ nicht mehr stattfindet! Gemeinsames Singen als Alltagstun ist selten geworden, oder gemeinsames Spiel. Schauen Sie, wieviel Zeit Sie mit Spiel verbringen. Die Menschen, die kleine Kinder haben sind in der glücklichen Situation, noch in die Atmosphären des Spiels einbezogen zu werden. Schauen sie zu den Naturvölkern, wieviel an Spiel dort als natürliche Gegebenheit des menschlichen Miteinanders geschieht. „*Homo ludens*“ spielerischer Mensch -, das ist heute vielfach nur noch ein philosophisches *bon mot*. Doch in jedem Menschen gab es einmal ein „Wildpferd“. In jedem Menschen gab es einmal einen kleinen Hund, eine kleine Katze. Jeder Mensch ist in Kindertagen über die Wiesen gekugelt. Und nun schauen sie, was aus ihrem Wildpferd geworden ist. Da sehen wir nur noch wenig an Mitbewegen und es gibt viele „lahme Mähren“, die einen schweren Lebenswagen hinter sich herziehen. Deshalb müssen wir versuchen, wieder „aus dem Geschirr“ zu gehen. Eingeschirrt in die Zwänge entfremdenden Lebens kann man miteinander nicht spielen und wir bleiben vom künstlerischen Tun, vom spielerischen Tun entfremdet, natürlich auch entfremdet von unseren Träumen, und Träume sind am schönsten, wenn man sie gemeinsam träumt oder wenn man Geträumtes teilt. Das alles gilt es wiederzugewinnen, wieder „ins Spiel“ zu bringen, um dadurch Verbundenheit zu finden.

Wir haben in unserer Zeit eine einzigartige, eine große Chance, die Chance, die die durch den „Prozeß der Zivilisation“ so immens gewachsene *Exzentrizität* uns gebracht hat, nämlich die Möglichkeit mundadaler Information und Mobilität, die Möglichkeit, heute und hier an einem anderen Teil der Welt zu sein, nicht nur mit dem Flugzeug, auch durch die neuen, weltumspannenden Medien. Wir haben die Chance, andere Kulturen zu goutieren, und ich meine das ganz sinnhaft. Man geht chinesisches oder griechisches Essen, verkostet Wein aus dem Nappa Valley. Eine andere Kultur verkostet man, indem man ihre Sprachmelodie hört, vielleicht auch indem man die Sprache lernt (denn „so viele Sprachen man spricht, so viele Herzen hat man“), indem man ihren Klängen lauscht, ihre Kunst spürt, fühlt, erlebt mit allen Sinnen. Der „synästhetische Leib“, der Leib, der als „totales Sinnesorgan“, all dieses wahrnehmen kann, bietet die Möglichkeit, auch Brücken zur anderen Kultur zu finden und diese Brücken sollten und dürfen nicht *mediatisiert* bleiben, indem ich Welt durch das Fernsehen vermittelt konsumiere, einen schönen Film über die Serengetie, die „nicht sterben darf“ sehe, oder irgendwelche fremdartigen Leute bei ihren Tänzen betrachte. Vielmehr muß ich in die Begegnung gehen, ich muß andere Kulturen leibhaftig spüren, denn sonst entsteht keine Verbundenheit, sondern das Andere wird etwas Exotisches, das ich betrachte, mit einer gewissen Neugierde und zugleich mit einem Blick, der - wie *Sartre* zeigte- eine verdinglichende Qualität hat. Der Film, den ich sehe ist eine Sache. Die Begegnung, die ich mit einem anderen Menschen aus einer anderen Kultur vollziehe, tastend, mich rückbesinnend auf die gemeinsamen Möglichkeiten von *Zwischenleiblichkeit* wird zu einer Erfahrung, die mich innerlich bereichert, weil hier *geteilte Lebenswelt* mir die Möglichkeit eröffnet, am Leben eines anderen - und das ist immer auch das Erleben einer anderen Kultur, weil dieser Mensch Repräsentant dieser Kultur ist - teilzunehmen. Diese Chance zur gemeinschaftsstiftenden Begegnung ist vielleicht auch unsere Rettung vor den selbst-produzierten ökologischen und sozialen Desastern, denn an so vielen unterschiedlichen Teilen der Welt ist durch die modernen Möglichkeiten der Technik und die unkontrollierte Exploitation der Ressourcen der Erde (oft unter Ausbeutung von Menschen) das Potential globaler Destruktion so groß geworden, daß wir transkulturell, multikulturell miteinander arbeiten müssen um unsere *mundane Ökologie*, der wir zugehören, zu retten. Eine ökologische Katastrophe in einem entfernten Teil der Welt, ein Vernichten des tropischen Regenwaldes am Amazonas, und letztlich die

gigantische Verelendung in weiten Teilen der „dritten Welt“ betrifft uns ja alle. Die Fakten und Möglichkeiten globaler Makroentfremdung und Destruktion zwingen uns, kulturübergreifende und zugleich unmittelbare Begegnungen einzugehen und nicht in Form von abstrakten, oder mediatisierten Kommunikationen, oder in Form von Stellvertreterdialogen - etwa von Politikern - zu agieren, sondern auf der Basis einer „transversalen Vernunft“, die nichts ausschließt, sondern bemüht ist, alles einzubeziehen.

Dieses Treffen, dieses Symposium hier, ist eines von vielen, vielen Ereignissen, die Menschen immer wieder aus den verschiedensten „verbindenden Anlässen“ schaffen, um einander zu begegnen: unter einer gemeinsamen Idee, mit einem gemeinsamen Anliegen und - wichtiger noch - zu gemeinsamem Tun. Insofern kann das, was hier in einer sehr einzigartigen Weise auf dem Hintergrund der „verbindenden Idee und Gestaltungsmöglichkeiten“ von *Carl Orff* und der von ihm begründeten Bewegung geschieht, als Chance des kreativen Miteinanders genutzt werden, als Möglichkeit, leibliche, emotionale, schöpferische Erfahrungen miteinander zu teilen. Ich wünsche Ihnen auf diesem Symposium, daß Sie nicht nur *dargebotene* Schönheit aufnehmen, Musik und Lieder hören, sondern daß Sie miteinander singen und musizieren, daß Sie Eintreten in gestaltendes Miteinander oder in ein aktives Aufnehmen, welches im aristotelischen Sinne ansteckt und Gefühle der Verbundenheit und emotionalen Bewegtheit Katharsis - bewirkt. Es ist wichtig, miteinander schöpferisch zu sein, zu kreieren, nicht nur Kreationen zu konsumieren. Und so möchte ich Sie ermutigen, spontan miteinander Aktionen zu gestalten - nicht unbedingt nur die, die im Programm stehen -, so daß Sie wirklich zu Ihrer Kreativität finden, daß Sie Ihre Kokreativität entdecken, weil Sie damit zusammenfinden in dem großen schöpferischen Impuls, der Evolution kennzeichnet.

### **Zusammenfassung: Fremdheit, Entfremdung und die Sehnsucht nach Verbundenheit - anthropologische Reflexionen**

Der Text ist ein Festvortrag auf dem internationalen Symposium des Carl Orff-Instituts, Salzburg 1995. Er setzt sich auseinander mit dem Thema „Entfremdung“, einer wichtigen Krankheitsursache in der „anthropologischen Krankheitstheorie“ der IT und er reflektiert ihr Remedium, die „Verbundenheit“ bzw. „Zugehörigkeit“, Kernfaktor „anthropologischer Gesundheitslehre/Salutogenese“ in der IT. Den Fremde respektvoll in seiner Andersheit (*Levinas*) und in seiner Verwandtheit und Verbundenheit (*Petzold*) zu erkennen und anzunehmen auf der Basis einer gemeinsamen Natur in unseren mundanen Ökologie und mit den Potentialen einer „transversalen Vernunft“ wird über ein gutes oder destruktives Weiterleben auf diesem Planeten entscheiden.

**Schlüsselwörter:** Entfremdung, Fremdheit/Verbundenheit, Kunst, Anthropologie, Integrative Therapie.

### **Summary: Strangeness, Alienation and the Yearning for Affiliation – Anthropological Reflections**

This text is a ceremonial address to the International Symposium of the Carl Orff Institute, Salzburg 1995. It is discussing the topic of “alienation”, an important causal factor for disease in the “anthropological theory of illness” in Integrative Therapy and is reflecting its remedy “attachement” resp. “affiliation”, a core factor of the “anthropological theory of

health/salutogenesis”. To respectfully recognize the stranger in his otherness (*Levinas*) and in his kinship and interconnectedness (*Petzold*) and to receive him on the basis of our common nature in our mundane ecology by the insights and the potentials of a “transversal reason” will decide on a fruitful or destructive togetherness on this planet.

**Keywords:** Alienation, Strangeness/Affiliation, fine Arts, Anthropology, Integrative Therapy

*Petzold, Hilarion, DDr. - Deutschland/ Niederlande*

*Lehrstuhl für Psychologie, klinische Bewegungstherapie und Psychomotorik an der Freien Universität Amsterdam. Wissenschaftlicher Leiter der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit und Kreativitätsförderung (EAG). Autor zahlreicher Bücher und Fachveröffentlichungen aus dem Bereich Psychotherapie, Kunst- und Bewegungstherapie und Entwicklungspsychologie. „Die Zeit“ zählt ihn zu den Leitfiguren der Psychotherapie'*